

Emma Kruse, geb. 1924

Meine Hitler- und Nachkriegszeit in Morsum

Erlebnisse und Erfahrungen protokolliert von Ekkehard Lauritzen 2002

Ich hasse Hitler - jetzt. Als Kind stand ich ihm als Person und Politiker eher gleichgültig gegenüber. Die Auswirkungen seiner ersten Regierungsjahre auf mein Leben in Morsum und die Veränderungen im Dorf habe ich damals jedoch zunächst positiv wahrgenommen. Das lag sicherlich an meinem jugendlichen Alter und an der Abgeschlossenheit meines Lebens, die eine Relativierung meiner Erfahrungen anders als vielleicht in Städten sehr erschwerte.

Lehrer Kruse streicht den Religionsunterricht vom Stundenplan

Zwischen Pastor Dr. Glöckner, dem Nachfolger von Pastor Johler, und der Morsumer Gemeinde gab es Spannungen. Sie beruhten u.a. auf einer gewissen Bildungsarroganz des Pastors. Er fühlte sich gegenüber den Dorfbewohnern intellektuell überlegen und zeigte das auch. Das gehörte sich nicht. Dazu trug aber auch z.B. die Weigerung bei, bestimmte Verstorbene nicht zu beerdigen, weil deren politische Einstellungen ihm nicht mit dem Christentum in Einklang zu stehen schienen. Auch gegenüber seinem Organisten, meinem Vater, dem Dorflehrer Kruse, gab es Auffassungsunterschiede, die darin gipfelten, dass Dr. Glöckner in einer Predigt behauptete, Organist Kruse sei ein Deutschgläubiger und Heide. Kruse stand daraufhin während des Gottesdienstes geräuschvoll auf und ging, trat später aus Protest sogar aus der Kirche aus. Ich empfand es als ungehörig, so etwas von der Kanzel zu verkünden anstatt das persönliche Gespräch mit meinem Vater zu suchen. Dafür wurde Dr. Glöckner dann auch dienstrechtlich belangt. Hintergrund des Streits war die Streichung des Religionsunterrichts an der Morsumer Schule. Dazu war mein Vater allerdings im Dritten Reich gezwungen. Auch

Kirchenälteste wandten sich deshalb von Lehrer Kruse ab und versuchten, durch Unterschriftenlisten seine Entlassung bzw. Versetzung zu erreichen. Vergeblich. Allerdings musste Pastor Glöckner gehen. Das Mobbing gegen meinen Vater entwickelte sich weiter. Einmal kam Pastor Wester, bekennende Kirche, mit einigen Theologiestudenten nach Morsum, um den Gottesdienst zu gestalten. Auf dem Weg vom Bahnhof zur Kirche kam die Gruppe am Sylter Hof vorbei. Dort stießen sie auf meinen Vater, der einen Grog trank. Der Wirt, mein Onkel, hatte meinem Vater einen ausgegeben. Auch meinen Vater zog es zum Gottesdienst, in dem er wie gewöhnlich mit seiner lauten Stimme mitsang. Nach dem Gottesdienst raunzte ihn ein aufgebrachter Student an, er werde meinen Vater sofort absetzen lassen und künftig selbst als Lehrer fungieren. Immerhin sei er besoffen in der Kirche gewesen. Das hat mich als Kind sehr aufgeregt. Ich stand natürlich auf der Seite meines Vaters und lief zu Peter Matzen genannt Peter Wall, dem Bürgermeister, und erzählte ihm alles. Der beruhigte mich und erklärte mir, dass der Student dazu gar keine Möglichkeit habe.

Ein Hemmnis für mein selbstständiges Urteilen war natürlich, dass ich als Kind zunächst hinter meinem Vater stand, wenn dieser angegriffen wurde, dafür dass er bestimmte Dinge in seiner Lehrerrolle einfach tun musste. Mit 15 trat ich wegen der Spannungen mit der Kirche auch aus der Kirche aus. Das wurde im Dorf mit Argwohn beobachtet. Auch meine Mutter als Morsumerin war damit nicht einverstanden. Das gehörte sich nicht. Sie war totunglücklich.-Nach dem Krieg rief mich meine Mutter einmal ins Wohnzimmer. Pastor Ingwers war auch da. Sie sagte mir, ich solle das mal unterschreiben. Ich tat es folgsam wie ich immer noch war, ohne es zu lesen und merkte danach, dass ich wieder in die Kirche eingetreten war. Ich fühlte mich überfahren, aber meine Mutter war glücklich. Also blieb ich in der Kirche.

Not und Armut

Als ich acht Jahre alt war, hatte wir oft Mittagsgäste, Arbeitslose vom Festland. Die hatten, wie ich später erfuhr, Zinken an unser Haus gemalt, die besagten, dass man bei uns essen könne. Sie kamen und fragten nach Mittag, sowie mein Vater mit der Schule fertig war. Diese Arbeitslosen mit ihren verhärmtten Gesichtern hatten damals wirklich gar nichts. Ihr Schicksal hat mich stark berührt. Geschlafen haben sie oft bei Peter Matzen Wall in der Scheune, wo sich ebenfalls entsprechende Zinken am Haus befanden. Der hatte dabei immer ein wenig Angst - wegen der Feuergefahr. Auch viele Dorfbewohner hatten wenig Geld. Manchmal konnten Kinder nicht zum Kinderfest gehen, weil die Eltern für sie kein Kleid hatten. Uns ging es da etwas besser, obwohl Lehrer damals auch nicht viel verdienten.

Als ich neun Jahre alt war, wurde Hitler zum Reichskanzler gewählt. Ich bekam mit, wie meine Mutter sich mit einer Freundin darüber unterhielt und fragte sie, wie das Wahlergebnis einzuschätzen sei: „Mama, ist das gut oder schlecht?““ Das ist gut, nun gibt es keine Arbeitslosen mehr.“ Das leuchtete mir ein. Auch mein Vater war zufrieden und hoffnungsfroh. Er war zu der Zeit noch Idealist.

Der empfundene Aufbruch

Ich selbst erlebte eine Zeit der Freude. Es wurden verschiedene Gruppen gebildet. Die Männer machten was mit Motorrädern, man trieb zusammen Sport. Die Frauen aus Morsum trafen sich in der Schule. Dort standen zwei Nähmaschinen für den Handarbeitsunterricht. Es wurde damit alte Kleidung repariert, die man an Bedürftige weitergab. Ich wurde später Gruppenleiterin für die Jungmädels und sollte Vorträge mithilfe von zugeschicktem Material halten, fühlte mich damit jedoch überfordert. Deshalb habe ich lieber Turnstunden gegeben. Das machte allen Spaß.

Als ich noch nicht ganz zehn war, musste ich zunächst zu Anja Schnoor in die Kückengruppe. Da war ich natürlich der Leuchtturm [blondes Haar, langer Zopf] und wartete sehnsüchtig darauf, endlich mit zehn Jahren Jungmädel zu werden. Als es soweit war, war ich ganz stolz. Natürlich denkt man nicht an Hitler als Kind, sondern an die Gruppe, zu der man auch gehören wollte. Dieser Zusammenhalt, dieses dazu gehören war für mich als Kind ganz wichtig.

Ich erinnere mich an ein Ereignis, als ich mit elf Jungmädel war. Es war gerade Staatsjugendtag. Das bedeutete schulfrei. Wer findet das als Schülerin nicht schön. Anja hatte für uns an dem Tag einen Ausflug nach Rantum geplant. Wir gingen zu Fuß dorthin, machten in den Dünen Feuer und kochten Reis mit Backpflaumen. Ein schönes Erlebnis. Wir sangen und aßen zusammen. Währenddessen kamen vier Frauen auf uns zu. Sie sahen uns in unserer Kluft (weiße Bluse, Halstuch usw.) und sagten, seien aus dem Saarland, das seit kurzem wieder zu Deutschland gehörte. Sie hätten eine Hitler-Freiplatzspende bekommen und freuten sich über alles. Die Freiplatzspende kannten wir. Mütter sollten sich erholen können. Dafür wurden andere Familien gesucht, bei denen sie ohne Bezahlung einige Zeit Urlaub machen konnten. Das musste man sozusagen freiwillig machen. Die Frauen gesellten sich zu uns, aßen ein wenig mit und als sie gingen, sangen wir Deutsch ist die Saar. Die Frauen waren glücklich, wir auch, die Gefühle bordeten über bei mir.

Damals hatte ich – nicht zuletzt wegen meines Alters – keine Möglichkeiten, aufgrund dieser beschränkten Wahrnehmung kritische Gedanken entwickeln. Das kam erst etwa zehn Jahre später. Als mir klar wurde, wie Hitler uns benutzt und missbraucht hat, bekam ich eine unbändige Wut auf ihn. Ich hatte ihn vorher auch nicht geliebt oder

verehrt, sondern nur als Führer wahr- und hingenommen.

Wir mussten zum Beispiel im Dorf Altmittel sammeln. Alle hatten ein Gebiet, in dem sie mit dem Blockwagen von Haus zu Haus zogen. Wir sammelten, ohne zu wissen, dass es der Kriegsvorbereitung diene. Eine andere Sammlung war die Pfund-Spende: ein Pfund Haferflocken und so weiter. Wir kamen uns damals wichtig vor, fühlten uns mitverantwortlich für das große Deutschland. Wir mussten auch ständig was verkaufen: Kerzenständer und anderes oder nur so Geld sammeln. Nur der Lehrer und der Pastor gaben 50 Pfennige.

Zum 1. Mai wurde Bescheid gesagt, dass wir uns bei Abeling in Archsum zu einem Umzug mit Pferd und Wagen versammeln. Jeder Wagen sollte etwas darstellen, zum Beispiel ein Handwerk. Toni und ich kriegten den Wagen von Henningsen geliehen. Wir haben ihn geputzt und geschmückt, soweit es bei den beschränkten Möglichkeiten ging. In Archsum bestiegen auch andere Jungmädels den Wagen. Es gab noch mehr Kutschen, zum Beispiel vom BDM. Vorn zog die Musik. Wir Mädchen waren nicht etwa misshmutig, sondern wir lachten und hatten Spaß. Es war eben etwas los. Wir zogen zunächst nach Wall, dann nach Osterende, Kleinmorsum bis zum Gasthaus Morsum Kliff. Hier hatte die Partei auch ihren Sitz, es war Parteilokal. Wirt war damals John Lorenzen. Im Saal warteten wir dann auf die Rede Hitlers aus dem Volksempfänger. Kunje Boysen hat den Sender richtig eingestellt, was bei den schlechten Empfangsmöglichkeiten nicht immer ganz leicht war. Der Saal war überfüllt. Paul Kayser, der Ortsgruppenleiter, und mein Vater grüßten mit Heil Hitler. Eine Ansprache wurde gehalten, auf Deutsch, nicht auf Friesisch. Ich habe die anschließende Hitlerrede nicht verfolgen können. Meine Gedanken sind einfach abgedriftet. So ging es mir auch mit Hitlers Buch Mein Kampf. Ich habe es wie so viele andere nie gelesen. Wir hatten auch zu Hause einen

Volksempfänger. Die Radios wurden subventioniert, damit der Propagandafluss möglichst viele Menschen erreichte.

Kriegsbeginn

Als der Krieg ausbrach, war unser Entsetzen groß. Viele Morsumer hatten Söhne, die eingezogen wurden. Nach 18 Tagen Krieg ist der erste Morsumer gefallen: Herbert Bossen ein Bruder der späteren Betreiberin der fränkischen Weinstube, starb in Polen. So jung. Dass er nicht wiederkommt, begreift man nicht richtig. Nur die Kriegsfrauen, die den Ersten Weltkrieg erlebt hatten, haben es sofort verstanden. – Herbert Bossen [*5.3.1915 +9.9.1939] wurde in der Nacht in Morsum geweckt, eingezogen und sofort an die Front geschickt. Seine Ahnung damals: wenn das ein Krieg wird, müssen wir den sehr sehr teuer bezahlen. Recht hat er ja gehabt.

Die Arbeitskraft der Soldaten fehlte zu Hause. Das schaffte große Probleme. Gelegentlich halfen Leute vom Reichsarbeitsdienst, die ab 1936 in Morsum in sechs Baracken auf dem Gelände des heutigen Campingplatzes wohnten. Vorrangig wurde der RAD aber zur Landgewinnung eingesetzt. Auch Nachbarschaftshilfe forderte man staatlich ein. Geholfen wurde, um gut dazustehen. Tante Emma sollte zum Beispiel ihr Reetdach gedeckt kriegen. Es fehlte aber der Bennentacker, der von drinnen die Nadel zurücksticht. Dafür kriegte sie einen Marinesoldaten als Helfer gestellt.

Gegen Kriegsende war ich zeitweise dienstverpflichtet in einer Munitionsfabrik in Lübeck-Schlutup. Wir arbeiteten zusammen mit Zwangsarbeiterinnen. Ich war im Laderaum für Infanterie-Patronen eingesetzt. Die Russinnen neben mir füllten die Patronen mit Pulver, wir überwachten die richtige Pulvermenge. Diese Frauen, etwa genauso alt

wie wir, waren blass und ausgemergelt. Es bestand Kontaktverbot zwischen uns. Eine mit Namen Katharina legte mir einen Zettel hin auf dem stand: Wie lange heute Arbeit? Ich war ganz perplex über ihre Deutschkenntnisse und fragte sie danach. Unsere Sprache hatte sie in der Schule gelernt. Immerhin kamen wir ins Gespräch. Sie war aus Leningrad. Ich habe sie nicht wiedergesehen. Möglicherweise ist sie nach dem Krieg mit einem der Schiffe, die diese Menschen zurückbringen sollten, von Stalins Schergen versenkt worden. Stalin wollte diese Menschen nicht wieder zurückhaben.

Nachkriegszeit

Als die Engländer nach Sylt kamen, war unsere Aufregung groß. Sind sie schon da? Nein. Auf einmal waren sie da. Man hörte sie schon von weitem. Wir konnten sie von der Schule aus sehen. Sie fuhren auf dem Terpstich durch Morsum direkt nach Westerland. Es hatte kurz vorher auf der Insel noch Überlegungen gegeben Sylt zu verteidigen. Für den Fall hatte man noch Verteidigungsgräben in der Heide auf Nösse ausgehoben. Ganz Deutschland war bereits eingenommen und die Sylter stellten sich diese Frage! Aber wir waren wohl durch das Dritte Reich so geprägt, dass derlei Gedanken entwickelt wurden. Mir haben die Engländer zunächst Angst gemacht. Es war der erste Kontakt mit dem ehemaligen Feind. Andererseits waren wir erleichtert, dass der Krieg vorbei war. Wir sollten alle eine weiße Fahne raushängen. Natürlich hat auch Lehrer Kruse eine weiße Fahne gehisst. Das nahmen manche im Dorf mit Genugtuung zur Kenntnis. Als ich Tage später die englische Fahne vor dem Westerländer Rathaus sah, war ich erneut beunruhigt. Ich kam mir vogelfrei vor, obwohl ich es objektiv nicht war.

Paul Kayser und Peter Matzen wurden von den Engländern abgeholt. Sie kamen nach Neuengamme bei Hamburg. Ich war gerade bei Peter, als es

passierte. Einer der Soldaten, die wohl auf uns aufpassen sollten, spielte in der Küche mit einer großen Kaffeemühle, drehte sie, roch kurz und guckte verächtlich. Wir hatten damals keinen guten Kaffee. Aber diese Arroganz des jungen Engländers hat mich geärgert. Mein Vater dachte, nun sei er auch dran. Das geschah aber erst ein halbes Jahr später. Meine Mutter musste aus dem Schulhaus raus und mit allen Möbeln zu Tante Emma. Ich durfte nicht mithelfen, musste arbeiten in Niebüll. Wie meine Mutter das geschafft hat, weiß ich bis heute nicht. Als mein Vater aus der Internierung zurückkam, kaufte er zwei Kühe und machte notgedrungen Landwirtschaft, denn das Lehrergehalt fiel auf unbestimmte Zeit aus bis er schließlich nach zwei Jahren wieder an die Schule zurück konnte. Gelegentlich holte er sich zu landwirtschaftlichen Fragen Rat bei den Bauern, die ihm bereitwillig halfen. Sie waren trotz der Vergangenheit nicht gehässig. Neben den Kühen hatten wir noch ein paar Hühner und ein junges Schwein. Es stand im alten Schweinestall. Das hielten wir wie so wie viele andere Morsumer schwarz, denn das Schwein hätte abgeliefert werden müssen. Als ich eines Tages vom Einkaufen zurück nach Hause ging, bemerkte ich ein fremdes Fuhrwerk vor einem Nachbarhof. Ich bekam mit, dass die Viehzählung durchs Dorf geht. Sofort lief ich nach Hause und berichtete. Helle Aufregung nicht nur bei uns, denn die Nachricht verbreitete sich in Morsum wie ein Lauffeuer. Wohin mit dem Schwein? Mein Vater wollte es angeben, aufrecht wie er war. Meine Mutter, die die Familie ernähren musste und meine Tante waren dagegen. Schließlich steckte mein Vater das Schwein in einen Sack und versteckte es darin hinter dem Haus im hohen Reet. Wir hatten kein Schwein. Wovon sollten wir es auch füttern, argumentierten wir scheinheilig. So ging es im ganzen Dorf. Viele hatten so eine Geschichte. Irma Schröder hatte ihr Schwein im Keller versteckt. Sie saß in der Küche auf der Bodenklappe, die ein Teppich unter sich begrub und spinn ganz emsig Wolle. Sie musste viel schaffen an diesem Tag. Für die Viehzählung

hatte sie keine Zeit und schickte die Zähler gleich weiter in die Stube zu ihrer Mutter. Grete hat nur das unvermeidliche zugegeben. Bei Helmut Lohse wurden die Schweine auf dem Boden in einer Kornkiste versteckt. Als die Viehzähler den Hof verließen, hatten sich die Schweine selbstständig gemacht und guckten grunzend aus der offene Bodenluke im Giebel den Viehzählern hinterher. Sie haben es nicht bemerkt.

Nach dem Krieg wurden die Baracken des Arbeitsdienstes als Entlassungslager für Soldaten genutzt. Der Leiter war ein 22-jähriger Leutnant. Er hatte die Morsumer Mädchen zum Tanzen eingeladen, um seine Männer zu beschäftigen. Die hatten sich für diesen Tag ordentlich Mühe gegeben. Die Tische waren mit weißen Bettlaken als Tischdecken bedeckt, darauf standen Blechdosen als Vasen mit Blumen aus dem Graben. Musiker spielten, denn es gab einige Berufsmusiker unter den Soldaten. Die Stimmung war gut und ich verguckte mich in den Leutnant. Der mochte mich wohl auch. Wir tanzten wiederholt miteinander.

Nach dem Ende der Veranstaltung brachte der Leutnant mich nach Hause. Es ging auf 22:00 Uhr zu und die Ausgangssperre würde in Kraft treten. Verstöße wurden mit Gefängnis geahndet. Wir wollten uns aber noch nicht trennen. So gingen wir zunächst auf den neben der Schule gelegenen Friedhof, wo wir uns küssten. Die Unsicherheit blieb, entdeckt zu werden und wir zogen weiter aufs daneben gelegene Kornfeld, wo die Hocken pyramidenförmig zum Trocknen aufgestellt waren. Innen hohl boten sie ein herrliches Versteck, in dem wir die Zeit bis zum Morgen genossen. Zu Hause vermisste ich meine Handtasche. Ich ging zurück auf den Friedhof und fand sie auf einem Grabstein liegend. Bald darauf wurde der Leutnant aus der Wehrmacht entlassen und verließ die Insel.

Jahrzehnte später während der Olympischen Spiele in Montreal las ich

einen Bericht über den deutschen Medaillensieg im Flying Dutchman. Zwei Brüder gewannen. Deren Nachname war mir nie entfallen. Es war der meines Leutnants. Ich schrieb ihm nach Friedrichshafen am Bodensee und gratulierte zu seinen erfolgreichen Kindern. Er konnte sich noch ganz gut an mich erinnern und während eines Hamburg-Aufenthalts in seiner Rolle als Segelverbands-Funktionär trafen wir uns. Die Nacht war zu kurz, um alle unsere Gedanken auszutauschen